

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

32 (26.4.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 26 April 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandecker.

Nr. 32.

Spieler Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18. . Pyrmont besucht. Von Tage zu Tage mehrte sich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wettseifer der Spekulanten jeder Art reger. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür sorgten, ihr gleiches Gold in größeren Massen aufzuhäufen als sonst, damit die Lockspeise sich bewähre auch bei dem edelsten Wilde, das sie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badedörfern, wo jeder, aus seinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, sich mit Vorbedacht hingibt freier Ruhe, sinnzerstreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderstehlich wird. Man sieht Personen, die sonst keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigsten Spieler, und überdem will es auch, wenigstens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank sich einfinde und einiges Geld verspiele.

Von diesem unwiderstehlichen Zauber, von dieser Regel des guten Tons schien allein ein junger deutscher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spielstisch, wurde ihm jedes Mittel, jede Aussicht sich geistreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeknitten, so zog er es vor, entweder auf einsamen Spaziergängen sich dem Spiel seiner Phantasie zu überlassen, oder auf dem Zimmer dieses, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl sich selbst im Dichten — Schriftstellen zu versuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Gestalt, anmuthigem Wesen, und so konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochschätzte, liebte, daß sein Glück bei den Weibern entschieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, schien ein besonderer Glückstern über ihn zu walten. Man sprach von allerlei abenteuerlichen Liebeshändeln, die sich ihm aufgedrungen und die, so verderblich sie allem Anschein nach jedem Andern gewesen seyn würden, sich auf unglaubliche Weise leicht und glücklich aufblühten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntheit, wurde von ihm, von seinem Glück gesprochen, einer Geschichte von einer Uhr zu erwähnen, die sich in seinen ersten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab sich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundschaft stand, auf einer Reise ganz unerwartet in solch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, seine goldne mit Brillanten reich besetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die kostbare Uhr um geringes Geld zu verschleudern; da es sich aber traf, daß in demselben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürst solch ein Kleinod suchte, so erhielt er mehr als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried schon sein eigener Herr geworden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgespielt werden solle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit kostete und — gewann die goldne mit Brillanten besetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauschte er diese Uhr gegen einen kostbaren Ring. Er kam bei dem Fürsten von S. auf kurze Zeit in Dienste und dieser schickte ihm bei seiner Entlassung als ein Andenken seines

Wohlmögens — dieselbe goldne mit Brillanten besetzte Uhr mit solcher Kette! —

Von dieser Geschichte kam man denn auf Siegfrieds Eigensinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei seinem entschiedenen Glück um so mehr Anlaß habe, und war dann bald darüber einig, daß der Baron bei seinen übrigen glänzenden Eigenschaften ein Knicker sei, viel zu ängstlich, viel zu engherzig, um sich auch nur dem geringsten Verlust auszusetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entschieden widersprach, wurde nicht geachtet, und wie es denn nun zu geschehen pflegt, daß die mehrsten recht darauf erpicht sind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenklliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eigenen Einbildung ruhen, so war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr sehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabscheute, als Knickerei, so beschloß er nun die Verleumder zu schlagen, so sehr ihn auch das Spiel ankleben mochte, sich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem schlimmen Verdacht. — Er fand sich bei der Bank ein mit dem festen Vorsatz, die bedeutende Summe die er eingestekt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite stand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbalistischen Berechnungen alter geübter Spieler scheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechseln, er mochte dieselbe fortsetzen, gleichviel, immer war sein der Gewinn. Der Baron gab das seltene Schauspiel eines Vonteurs, der darüber außer sich gerathen will, weil die Karten ihm zuschlagen, und so nahe die Erklärung dieses Benehmens lag, schaute man sich doch an mit bedenklichen Gesichtern und gab nicht undeutlich zu verstehen, der Baron könne, von dem Pange zum Sonderbaren fortgerissen, zuletzt in einigen Wahnsinn verfallen, denn wahnsinnig müßte doch der Spieler seyn, der sich über sein Glück entseze.

Eben der Umstand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuspielen und so, da aller Wahrscheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verlust folgen mußte, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen. Aber keineswegs traf das ein, was man vermuthen konnte, denn sich ganz gleich blieb das entschiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es selbst bemerkte, regte sich in dem Innern des Barons die Lust an dem Farospiel, das in seiner Einfachheit das verhängnisvollste ist, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit seinem Glück, das Spiel festelte seine Aufmerksamkeit und hielt ihn fast ganze Nächte hindurch, so daß er, da nicht der Gewinn sondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den besondern Zauber, von dem sonst seine Freunde gesprochen, und den er durchaus nicht statuiren wollten, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufschlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der sich ihm gegenüber hingestellt hatte, und den

welmüthig ersten Blick fest und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufschaute, traf sein Blick das düstre Auge des Fremden, so daß er sich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erst als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht stand er wieder dem Baron gegenüber und starrte ihn an unverwandt mit düstren gespenstlichen Augen. Noch hielt der Baron an sich; als aber in der dritten Nacht der Fremde sich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den Baron anstarrte, fuhr dieser los: Mein Herr, ich muß sie bitten, sich einen andern Platz zu wählen. Sie gentren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte sich schmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Spielstisch und den Saal. Und in der folgenden Nacht stand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düster glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, so bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in diesem Augenblick aber sich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thüre diente statt des harten Wortes, das der Baron eben ausstößen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demselben schmerzlichen Lächeln sich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genossen, ja selbst von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht schlafen. Der Morgen dämmerte schon herauf, als die ganze Gestalt des Fremden vor seine Augen trat. Er erblickte das bedeutende, scharf gezeichnete, gramverstörte Gesicht, die tiefstehenden düstern Augen, die ihn anstarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anstand den Mann von seiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit schmerzhafter Resignation die harten Worte aufnahm und sich, das bitterste Gefühl mit Gewalt nieder kämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — schweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Wesen, wie ein roher Bursche in gemeiner Unart aufzubrausen, Menschen zu beleidigen ohne den mindesten Anlaß? — Der Baron kam dahin, sich zu überzeugen, daß der Mann ihn so angestarrt habe in dem erdrückendsten Gefühl des schneidenden Contrastes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bittersten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beschloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzusuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erste Person, der der Baron in der Allee lustwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entschuldigte eindringlich sein Benehmen in der gestrigen Nacht und schloß damit, den Fremden in aller Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eigeigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müsse, überdem er aber allein sich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron genteren müssen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er sprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gebe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichste niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er bereit sei, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiderte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich

habe ich doch so viel als meine einfache Weise zu leben fordert. Zudem werden Sie selbst erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiderte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verstehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwischen uns beiden seyn! — Ich bin überzeugt, daß Sie eben so wie ich den Zweikampf nicht für eine kindische Raserei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut vielleicht dem geritzten Finger entquollen die besetzte Ehre rein waschen können. Es gibt mancherlei Fälle, die es zweien Menschen unmöglich machen können, auf dieser Erde neben einander zu existiren, und lebe der eine am Kaukasus und der andere an der Tiber, es gibt keine Trennung, so lange der Gedanke die Existenz des Gehässigen erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entscheidet, wer dem andern den Platz auf dieser Erde räumen soll, nothwendig. — Zwischen uns beiden würde, wie ich eben gesagt, der Zweikampf ungleich seyn, da mein Leben keinesweges so hoch zu stellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, so tödte ich eine ganze Welt der schönsten Hoffnungen, bleibe ich, so haben Sie ein kümmerliches, von den bittersten qualvollsten Erinnerungen verflörtes Daseyn geendet! — Doch die Hauptsache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging.

Die letzten Worte sprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron nochmals sich vorzüglich damit zu entschuldigen, daß, selbst wisse er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerste gedrungen sei, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, sprach der Fremde, möchte doch mein Blick in Ihrem Innersten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie schweben. Mit frohem Muth, mit jugendlicher Unbefangenheit stehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie stürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie sind im Begriff ein leidenschaftlicher Spieler zu werden und sich zu verderben.

Der Baron versicherte, daß der Fremde sich ganz und gar irre. Er erzählte umständlich wie er an den Spielstisch gerathen, und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielstann ganz abgehe, daß er gerade den Verlust von ein Paar Hundert Louis'or wünsche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entschiedenste Glück gehabt.

Ah, rief der Fremde, ach eben dieses Glück ist die entsetzliche hämischste Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieses Glück, womit sie spielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen sind, ja selbst Ihr ganzes Wesen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Interesse daran steigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entsetzliche Schicksal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinsicht ähnlich, eben so begann als Sie. Deshalb geschah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu sagen, was mein Blick Sie errathen lassen sollte! — O sich doch nur die Dämonen ihre Krallensäuste ausstrecken, Dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen, das ist mir wenigstens gelungen. — Erfahren Sie die Geschichte jenes Unglücklichen, dessen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie sich

dann, daß es kein leeres Hirngespinnst ist, wenn ich Sie in der dringendsten Gefahr erblicke und Sie warne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Scekler in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Die Hauptstadt des Sceklerlandes ist Marosch Basorhely von 10,000 Einwohnern, eine Stadt echt magyarischen Aussehens, mit großen Plätzen, breiten, mit Sand bestreuten oder schlecht gepflasterten Straßen und niedrigen Häusern. Herden von Ochsen und Büffeln spazieren als Herren in der Stadt herum. Einige von dem Adel vor seiner Auswanderung erbaute Paläste erinnern an den alten Glanz der Stadt. Inmitten ernster Fußgänger erblickt man einige patriarchalische Fuhrwerke von alter Form. Hier findet man weder den aristokratischen Charakter Clausenburg's, noch den bürgerlichen der kleinen sächsischen Städte. Basorhely, welches zum Theil auf einem Hügel liegt, besitzt eine Citadelle, die nicht mehr besetzt ist, und mehrere Kirchen, auch eine öffentliche Büchersammlung von 60,000 Bänden, welche der Graf Samuel Teleki, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Kanzler von Siebenbürgen war, der Stadt geschenkt hat. zugleich vermachte er die notwendige Summe zu ihrer Vermehrung und zur Besoldung des Bibliothekars. Marosch Basorhely besitzt ein bedeutendes reformirtes Lyceum, dem die Regierung alle Unterstützung verweigert, daher es nur durch die Schenkungen der reformirten Scekler und Ungarn kümmerlich besteht. Es werden dort auch Naturwissenschaften und Rechtskunde gelehrt. Ursprünglich wurde diese Lehranstalt 1550 in Sarosch Patok in Ungarn gestiftet, und blühte um das Jahr 1611 unter dem Schutze Georg I. Rakochi. Nach dem Tode seines Sohnes Georg II. sank es und endlich gelang es den Jesuiten, seine Aufhebung zu bewirken. Lehrer und Schüler irrten in Siebenbürgen herum und nach langen Pöherungen ließ sich ein großer Theil in Fejervar (Karlsburg) nieder. Hier blieben sie acht Jahre, wo sie sich dann abermals gezwungen sahen, auszuwandern. Sie reisten 350 Mann stark ab und zogen nach Kaschau, wo sie ihre Studien wieder aufnahmen. Von dort vertrieb sie der Aufstand Rakochi's und sie flüchteten 1705 nach Sarosch Patok, von wo ihre Vorgänger vor 34 Jahren verbannt worden waren. Schließlich wendeten sie sich nach Siebenbürgen und ließen sich in Marosch Basorhely nieder, wo sie sich mit einer schon bestehenden reformirten Schule vereinigten. Hier besteht auch der oberste Gerichtshof, die königliche Tafel, welche in erster Instanz urtheilt, aber für manche Fälle auch Obergericht ist. Sie besteht aus einem Präsidenten, drei Richtern, die vom König aus einer vom Reichstag entworfenen Liste gewählt sind, aus zwölf wirklichen und eben so viel überzähligen Beisitzern, die der König auf den Vorschlag der Regierung von Siebenbürgen ernannt. Die überzähligen haben für gewöhnlich nur eine beratende Stimme, und nur wenn einer der wirklichen Richter fehlt, tritt einer von ihnen an dessen Stelle ein. Bei der Wahl der Mitglieder dieses Gerichtshofs wird immer auf gleiche Vertretung der vier anerkannten Bekenntnisse gesehen. Ein Staatsanwalt und eine Kanzlei vervollständigen das Personal der königlichen Tafel, von der man an die siebenbürgische Regierung in Clausenburg und dann an den König appelliren kann. In Füssen von Hochverrath bildet der Reichstag den Gerichtshof. Von den drei Untergerichten, welche unter der königl. Tafel stehen, ist schon früher die Rede gewesen. In Marosch Basorhely wurde 1707 dem Franz Rakochi als Fürsten von Siebenbürgen gehuldigt.

Die Hauptstadt oder vielmehr die einzige Stadt der Haromsfel, d. h. der drei südlichen Stühle des Sceklerlandes, welches eine fruchtbare Ebene ist, ist Resdi Basorhely,

auf dem Plage der römischen Colonie Praetoria Augusta gelegen. Der Name Basorhely bedeutet Marktstadt, Basar ist Bazar. Die Stadt von nur 4000 Einwohner hat nichts Merkwürdiges, als die vom Kaiser Franz II. errichtete Kriegsschule für 100 Soldatenkinder, aus denen Offiziere für die Gränzregimenter gebildet werden. Die Schule ist gut unterhalten und man findet in ihr das Gepräge der Ordnung und Regelmäßigkeit, welches alle Kriegsschulen auszeichnet. Die Waffen der Schüler, kleine Säbel und leichte Büchsen, hängen an den Wänden der Gänge. Die Studiensäle sind reinlich und luftig, die Büchersammlung besteht aus ungarischen und deutschen Werken. Gelehrt werden in ungarischer und deutscher Sprache Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen, ferner Fechten und Turnen.

Die den Haromsfel bewohnenden Scekler besitzen ausser der Pferdezucht und dem Ackerbau noch eine Hülfswelt besonderer Art. Sie haben große Herden, welche während des Sommers in Siebenbürgen weiden und mit dem nahenden Winter über die Donau auf türkisches Gebiet getrieben werden. Dieses Weiderecht besitzen sie durch den Frieden von Carlowitz. Früher war es die Gewohnheit aller siebenbürgischen Herren, zu Zeiten, wo das Land den beständigen Einfällen der Tartaren ausgesetzt war, sich eine ähnliche Hülfswelt aufzusparen. Sie hatten in ihrem Dienste Hirten, welche ihre einsamen Thäler nur verlassen, um die Herden nach der Walachei zu führen. War der Krieg beendet und die Straßen wieder sicher, so kehrten die Hirten nach Siebenbürgen zurück und legten ihren Herren Rechenschaft von dem gemachten Gewinne ab. Oft vergingen ganze Jahre, ehe sie wieder zurückkehren konnten. Aber sobald der Frieden geschlossen war, verließen sie nie, sich auf das Schloß zu begeben, und man kennt kein einziges Beispiel der Unehrlichkeit. Die Hirten waren in eben so viel kleine Republiken getheilt, als sie Thäler bewohnten. Das Haupt jeder Familie war zugleich Priester und Richter, denn sie hatten keine Geistlichen, obgleich sie sich zur reformirten Confession hielten. Wenn sie ihre Töchter verheiratheten, kamen sie zuweilen zu ihren Herren, um dort die Hochzeit zu feiern. Milch und Käse sind ihre Nahrung, ihre Kleidung machen sie selbst aus Schaffellen, Höhlen sind ihre Wohnungen.

Einigkeit macht stark.

Was ist eine Heerde ohne den Hirten? — eine Armee ohne den Feldherrn? — ein Volk ohne Fürst? — Nun eben eine Heerde, wie es deren Hunderte und Tausende gibt, die es sich schmecken läßt, auch wenn kein Hirt ihr die Bissen zählt; — eine Armee, die selbst beim Mangel an Uebereinstimmung in ihren Operationen dem Feinde fürchtbar seyn kann und übrigens jederzeit im Stande ist, den fehlenden Obern aus ihrer Mitte zu schaffen; — ein Volk, das möglicher Weise durch gute Gesetze sich selbst regiert und vielleicht gerade deshalb am beneidenswertesten ist, weil ihm das Glück abgeht, sich im Besitze eines theuern Fürsten zu befinden. —

Dagegen fragen wir: Was ist ein Hirt ohne Heerde? — ein Feldherr ohne Armee? — ein Fürst ohne Volk? — Ein Berg ohne Thal; ein Wald ohne Bäume? ein Kopf ohne Rumpf! — Der mächtige Kaiser Napoleon betrauerte Jahre lang die verlorne Herrschermacht auf einem iden Felsen, während das Volk der Franzosen das alte blieb; der schlaue König Ludwig Philipp hat den Verlust eines Königreichs zu beklagen, während die Nation jubelt, ihn verloren zu haben. So kommt und verschwindet der Einzelne, das Ganze dagegen, das Volk, es bleibt. Tausende, Millionen, gefaltete und ungefaltete Häupter sind durchs Schwert, unter der Guillotine, durch den Meuchlerdolch gefallen: ein

Volk noch niemals! — Wer ist das Volk? — Es sind die Tausende, die Millionen Derjenigen, die als Glieder eines Ganzen durch gleiche Rechte und gleiche Pflichten mit einander verbunden sind; ihr nächstes, ihr Hauptrecht ist das Menschenrecht, ihre Hauptpflicht: die Förderung der Wohlfahrt des Ganzen, selbst auf Kosten des eigenen Glücks. In diesem Gesamtinteresse, in diesem gemeinsamen Willen liegt die Stärke des Volks, und diese Stärke wird unweiderstehlich, sofern der Volkswille durch stetliche Güte gehelligt, d. h. nur auf das Rechte gerichtet ist. Welcher Edle wird ein solches Volk kennen, ohne es achten zu müssen?! Wo ist der Schlechte, der — und wäre er auch in den Purpur gehüllt — ein solches Volk nicht fürchtet?! Diese Achtung der Redlichen, diese Furcht der Schlechten aber sind die einzig wirksamen Volkswerke gegen die Angriffe unserer Feinde; sie sind der Volksschild, an welchem alle vergifteten Pfeile unserer geheimen und offenen Widersacher abprallen müssen. — Wann hätten wir aber dieses Volkswerks, dieses Schildes mehr bedurft, als eben jetzt? Wann sind wohl die Götter der Erde mit dem Heer ihrer dienstbaren Geister geschäftiger gewesen, das Volk zu hintergehen, in neue Fesseln zu schmieden, als in unsern Tagen? Während man im ersten Erzittern vor der erwachten Volksmacht sich zu Allem bereitwillig erklärte, während man ein Jahr lang die Volkshoheit respektirte und unsere Vertreter mit schweren Volksopfern unser künftiges Schicksal berathen ließ, hat man jetzt kaum etwas freieren Athem geschöpft, und das Erste, was man thut, ist, daß man uns die endlich zur Reife gelangte Frucht vor dem Munde hinweg zu reißen sucht, um dieselbe vorher zu durchkauen, ihres Saftes zu berauben und uns dann die marklosen Ueberreste zum Wiederkauen vorzuwerfen. —

Wird das deutsche Volk sich mit Träbern begnügen wollen? — Oder will es sich dasjenige schenken lassen, was ihm als heiliges Recht gebührt? — Werden auch ferner vierzig Millionen Deutsche mit lächelndem Munde und gebrochenem Herzen maschinenmäßig nach der Musik tanzen, die ihnen von Oben aufgespielt wird? — Das deutsche Volk wird und will dies nicht! — Wohlan denn, vereinigen wir uns, die wir dieser Gesinnung sind. Lasset uns dies gegenseitig erklären, damit Einer am Andern erstarke! Lasset unsere Gesinnung laut werden in allen deutschen Gauen! Rufen wir dies unseren Feinden zu, und sie werden vor dem Willen, vor der Macht des Volkes erzittern! Rufen wir es unsern Vertretern zu, und sie werden mit neuer Kraft, mit erhöhtem Muth für unsere heiligen Rechte kämpfen! Dem Rechte gebührt der Sieg; darum laßt uns die Bahn des Rechts niemals verlassen! Dem Starken wird der Sieg; aber nur Einigkeit macht stark!

Miscelle.

× Wenn der alte Arndt von der „frazenhaften Eitelkeit“ der Dänen spricht, so hat er recht. Die Inselbänen blicken stolz auf Jütland herab. Die Kopenhagener haben einen Ueberfluß an nationaler Eitelkeit, daß sie alle Chinesen damit versorgen könnten und doch großen Ueberfluß behielten. Ein guter Kopenhagener glaubt in allem Ernst: gleich nach Paris kommt Kopenhagen. Er glaubt, die 1,200,000 Dänen, denn so viele Bewohner zählt das dänische Reichenreich, stehen hoch über den 40 Millionen Deutschen. Davon ist er steif und fest überzeugt. Eben so davon, daß England die Segel streichen muß vor Seeland. Er glaubt, daß man in Kopenhagen besser Punsch zu machen versteht als in London. Er hält sein armseliges Papiergeld für baare Münze. Er bildet sich ein, auf Schleswig ein Recht zu haben. Er ist der Narr unter den Nationen.

Paritäten Kästlein.

⊙ Das Loch im Topfe. Dieser Tage kam in Wiesbaden ein Frauenzimmer in einen Spezerelladen und begehrete ein Pfund Kaffee. Statt denselben mit der Tute in Empfang zu nehmen, bat sie, man solle ihn in den Topf schütten, welchen sie, mit der Schürze umgeben, im Arme hielt; was denn auch geschah. Sie griff nun in den Sack, um zu bezahlen, bemerkte aber, daß sie kein Geld bei sich habe, sie wollte aber gleich solches holen, und so lange ihren Topf stehen lassen. Sie stellt also den Topf auf die Theke — kam aber nicht wieder. Als der Spezererhändler seinen Kaffee nun wieder ausleeren wollte, fand sich, daß auch nicht eine Bohne darin war und der Topf keinen Boden hatte und so der Kaffee aus diesem irdenen Trichter in die Schürze gelaufen war.

⊙ Doctor R. trat in eine Gesellschaft, in welcher ihm die durchweg häßlichen Damen aufstießen. Obgleich selbst eben nicht der Schönste, wandte er sich an einen Nebenmann, der auch nicht über Zuviel an Reizen zu klagen hatte, und sagte ihm leise ins Ohr: „Heute sind wir das schöne Geschlecht.“

⊙ Kürzlich wetteten in Paris vier ältliche Damen, zehn Robber Whist durchzuspielen, ohne ein Wort zu sprechen. Obgleich das Spiel über vier Stunden dauerte, gab doch keine einen Laut von sich. Jedoch noch beendigtem Spiele fielen drei derselben, wegen der gräßlichen Anstrengung des Schweigens — todt nieder.

⊙ In mein Weinhaus, wo ich immer des Morjens von Elwe bis Ein Uhr sitze, trat gestern der fromme Baron v. K. rein. „Ach, Herr Jesus!“ sagte der Wirth zu mir, „der Mucker läßt sich wieder eine Flasche Wein zu Schulden kommen!“

⊙ Die Prüfungen, welche die Candidaten des Royalistenbundes vor ihrer Aufnahme ablegen müssen, sind folgende:

- 1) Jeder Candidat muß sich von den Mitgliedern vier Wochen lang ins Gesicht spucken lassen.
- 2) Er muß allabendlich zwei Stunden vor dem Bilde des Königs knien.
- 3) Er muß das Gesangbuch auswendig lernen.
- 4) Er muß sich ein Landwehrkreuz auf seinen devoten Rücken einbrennen lassen.

Volkstimmgabel.



Die einzinkige Volkstimmgabel, mit welcher man, wenn das Volk einen zu hohen Ton ansimmt, den Grundton wieder herstellt, die sogenannte Dominante. (Eulensp.)

Auflösung der Charade in Nr. 31:

Armbrester.